Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 79 (1970)
Heft: 5

Artikel: Der erste Tag : Leitbilder
Autor: Tschanz, Esther
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974967

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Information wird heute gross geschrieben. In der Tat brauchen wir alle mehr Information als früher, um uns zurechtzufinden und das Richtige oder Nötige zu tun. Berufsleute müssen sich weiterbilden; Wissenschafter müssen sich umsehen, um den Zusammenhang mit andern Wissensgebieten und mit dem praktischen Leben nicht zu verlieren; das Rote Kreuz muss sich über Notstände, Bedürfnisse und Hilfsmöglichkeiten auf dem laufenden halten und seinerseits die Bevölkerung über seine Tätigkeit orientieren; die Eltern sollten wissen, was «in» ist bei den Jugendlichen und was an ihre Kinder herantreten wird, und die Jungen wollen Auskunft erhalten über dieses und jenes, unter anderem auch über Berufsmöglichkeiten. Bei der heutigen Vielfalt an Berufen, den sich ändernden Anforderungen, der heftigen Werbung von allen Seiten ist es nicht ganz leicht, das richtige Geleise zu finden.

Das *Zürcher Forum* unternahm es, nachdem letztes Jahr eine vielbeachtete Orientierung über künstlerische Laufbahnen stattgefunden hatte, diesen Frühling eine Informationstagung über soziale Berufe durchzuführen, wiederum in Verbindung mit der stadtzürcherischen Berufsberatung und der Pro Juventute. Namhafte Fachleute aus dem In- und Ausland gaben Einblick in die wichtigsten Zweige der Sozialarbeit. Die etwa siebzig Mitwirkenden können hier nicht alle genannt werden. Das Programm der Tagung, die vom 14. bis 18. April dauerte, war mit Kurzreferaten, Podiumsgesprächen, Besichtigungen, Fragestunden, Vorträgen und Demonstrationen sehr abwechslungsreich gestaltet. Was ich als sehr angenehm empfand: Der Zeitplan wurde mit ganz wenigen Ausnahmen eingehalten. Die Kaffeepausen und gemeinsamen Fahrten zu den Besichtigungen boten Gelegenheit zum Gedankenaustausch unter den Kursteilnehmern. Es waren jeden Tag etwa dreihundert bis dreihundertachtzig, und die anhaltende gute Besetzung bis zum Schluss der Woche bewies ein reges Interesse für Sozialarbeit bei den Jugendlichen. Sie hörten und merkten jedoch auch, dass die Auslese der Kandidaten für diesen Beruf streng und die Ausbildung anspruchsvoll sein würde, dass Sozialarbeit den ganzen Menschen verlangt.

Zur Eröffnung der Tagung fanden sich die Gäste im Kongresshaus Zürich zusammen. Festliche Fanfarenmusik von Leopold Mozart, dargeboten von Mitgliedern des Tonhalleorchesters, bildete den Auftakt. Dann überbrachte Regierungsrat Dr. Urs Bürgi die Grüsse der Behörden. Er gab seiner Freude darüber Ausdruck, dass sich so viele junge Leute für einen Beruf in der Krankenpflege oder der Fürsorge interessieren. Als Vorsteher des Gesundheitsamtes sei er hier ein Bittsteller, denn ohne fachliche Helfer mit persönlicher Ausstrahlung könnten die Geldleistungen des Staates nicht richtige Hilfe bringen — man denke nur an den Personalmangel in Krankenhäusern. In unserer vertechnisierten und durch Gewaltanwendung gezeichneten Welt werde durch den sozial Tätigen ein dringend notwendiges Gegengewicht gesetzt.
Das Bläsertrio wartete anschliessend noch mit einem begeistert aufgenommenen Boogie-Woogie, von einem der Mitglieder komponiert, auf. Diese fröhliche Note zog sich bildlich durch den ganzen Kurs, ohne dass deshalb die Behandlung der Themen die zu fordernde Tiefe und Kompetenz hätte vermissen lassen.

Gitter und Mauern

Der erste Sachbeitrag im Rahmen der Informationstagung führte direkt in die Problematik unserer Gesellschaftsordnung hinein. *Birgitta Wolf* und der Schauspieler *Wolfgang Stendar* lasen Briefe und literarische Texte, die Frau Wolf in sechzehn Jahren Arbeit mit Gefangenen und entlassenen Häftlingen gesammelt und herausgegeben hat. (Das Buch «Die vierte Kaste», erschienen beim Rütten-&-Loening-Verlag, München, ist inzwischen vergriffen; «Aussagen» ist beim Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München, herausgekommen.) Welche Abgründe tun sich in diesen Dokumenten auf! Nicht Abgründe der Boshaftigkeit meine ich jetzt, sondern Abgründe der Verlassenheit, der Gewissensqual, der Hoffnungslosigkeit hinter den Gittern und solche des Unverstandes diesseits der Gitter. Im Verlaufe des Kurses sprach Frau Wolf über die Mängel des Strafrechts und Strafvollzugs, namentlich in Deutschland und Schweden, und über das Unrecht, das Staat und Gesellschaft so oft den Gestrauchelten zufügen. Wenn auch die Verhältnisse in den Gefängnissen der Schweiz im allgemeinen günstiger sein mögen, so sind doch auch bei uns noch viele Dinge nicht so, wie sie sein sollten, und den Entlassenen wird mit Misstrauen und Verachtung begegnet,

was ihnen den Anschluss an das bürgerliche Leben nicht erleichtert.
Von den literarischen Texten sind mir drei besonders in Erinnerung geblieben: Der Dialog «Humanitas», der die Unsicherheit widerspiegelt, die einen nach langjähriger Haft Entlassenen befällt, weil er «für das Gefängnis erzogen wurde und darüber verlernt hat, zu leben», und zwei Skizzen, die ich nur noch stark vereinfacht wiedergeben kann und die etwa folgenden Sinn haben:
«Entlassen! Die rauchige Luft der Stadt ist Hauch der Freiheit, die Abgase sind Wohlgeruch, die vorbeiflitzenden Autos Visionen einer besseren Welt; Mädchen gehen beschwingten Schrittes durch die Strassen. Aber um Mittag, wenn die Leute nach Hause strömen, schliessen sie die Türen hinter sich zu, und ich bleibe draussen, ein Stück Abfall, überflüssig, wertlos, faulig . . .»
«Ein Vogel hat sich aufs Fensterbrett im Gefängnis niedergelassen — unbefangen, er weiss nicht, wo er ist. Zierlich bewegt er das Köpfchen hin und her und äugt neugierig herum. Wie der Vogel wohl heisst? Das zu wissen, ist jetzt das Wichtigste. Es ist etwas Lebendiges, etwas «von draussen», etwas ganz Ungewöhnliches. Man möchte ihm einen Namen geben, damit er ein klein wenig einem gehörte, damit man, wenn er längst fortgeflogen, wenigstens noch den Namen als Erinnerung hätte . . .»

Schicksalsbegleiter

Ueber «Leitbilder der sozialen Arbeit» sprach Professor *Dr. Hagen Biesantz,* Dornach. Der Referent ging von der Feststellung aus, dass die Personengruppen, mit denen sich der Sozialarbeiter befasst, alle eines gemeinsam haben: Ihr Lebenslauf fällt aus dem Rahmen des Normalen heraus. Daraus entstehen Schwierigkeiten für diese Menschen, aber auch für die anderen, die Normalen, die unsere genormte Welt verwalten. Es gibt Abnormitäten, mit denen der einzelne nicht fertig wird, er braucht Hilfe.
Wenn an einem Wintersportplatz im Laufe des Winters hundert Skifahrer das Bein brechen, sind das für die Statistik des betreffenden Spitals einfach hundert Beinbrüche, aber jeder Patient hat das Ereignis anders erlebt, für jeden hat es eine andere Bedeutung. Der Sozialarbeiter versucht, die Bedeutung, den Stellenwert der Abnormität im Leben des einzelnen zu entdecken. Um das zu können, muss er sich von der genormten Welt gedanklich befreien. Er ist Schicksalsbegleiter für den Invaliden, Kranken, Alten geistig Zurückgebliebenen, Psychopathen, Straffälligen und andere Aussenseiter. Er versucht, dem Abnormalen zu einer neuen inneren Ordnung zu verhelfen, die ihm gestattet, in der Welt der Normalen einen Platz einzunehmen. Er muss für den Aussenseiter um diesen Platz kämpfen. Das heisst: gegen den Strom schwimmen, denn es wäre ja für die Gesellschaft viel einfacher, wenn sie nur normale Menschen umfasste. Aber der wirkliche Mensch ist immer hinter dem Genormten. Wenn er heraustritt, zeigt sich, was der Mensch eigentlich ist. Die sozialen Berufe sorgen dafür, dass die Menschen aus der genormten Welt in die eigentliche Menschenwelt treten können.

Der Blinde und die Gesellschaft

Am Nachmittag war der Kammermusiksaal des Kongresshauses wieder bis auf den letzten Platz besetzt. Es war ein Vortrag von *Professor Lusseyran* angezeigt. Aus der vordersten Sitzreihe erhob sich ein Paar: Die Dame führte einen Herrn am Arm auf das Podium und ans Rednerpult, legte ihm das Manuskript zurecht und begab sich wieder an ihren Platz. Professor Lusseyran, ein Mann Mitte Vierzig, dunkel, von eher untersetzter Statur, mit einem Gesicht, das zugleich Energie und Güte ausstrahlt, begann seinen Vortrag, indem er sich dafür entschuldigte, abzulesen. Er halte seine Vorträge sonst lieber frei, aber da er seit zwanzig Jahren nicht mehr deutsch gesprochen, könne er das nicht wagen und habe den Text vorbereitet. Er sprach mit wohlklingender Stimme, fast akzentfrei, fliessend und ausdrucksvoll, und manchmal huschte ein einnehmendes Lächeln über seine Züge. Während des Vortrages glitten die Finger sei-

ner rechten Hand leicht und schnell über die Blätter vor ihm: Das Manuskript wurde aus der Blindenschrift abgetastet!
Jacques Lusseyran ist Franzose und unterrichtet heute als Professor für europäische Sprachen an der Universität von Honolulu, der Hauptstadt Hawaiis. Er wurde bekannt durch das Buch «Das wiedergefundene Licht», das seine Jugendzeit beschreibt von dem Augenblick an, wo er als Siebenjähriger durch einen Unfall auf beiden Augen blind wurde.

Professor Lusseyran erzählte von dem Wunder, wie er das Licht, das für ihn erloschen war, in sich selbst wiederfand. «Ich konnte das Licht der Welt nicht mehr sehen, aber das Licht war da, in mir. Der Ursprung des Lichts ist nicht in der äusseren Welt, wir glauben das nur auf Grund einer gemeinsamen Illusion.» Die Dankbarkeit für dieses Wunder, über das er heute noch staunt, und die Ueberzeugung, dass die Erfahrungen, die er in den ersten Jahren nach seiner Erblindung machte, nicht nur ihm gehören, sondern allen Menschen, sind die Rechtfertigung, von sich zu sprechen, denn «wenn man auf den Grund geht, ist man nicht mehr persönlich, dann stösst man auf die Dinge, die für alle gelten.»
Doch lassen wir Professor Lusseyran selber zu uns sprechen: er hat uns freundlicherweise sein Manuskript zur Verfügung gestellt:
Die grosse Reise, die mich aus der Mitte des Pazifischen Ozeans bis in die Schweiz führte und mir heute die Freude gibt, Ihnen zu begegnen, hat auf Grund eines Buches stattgefunden. Ich habe dieses Buch zuerst in meiner Muttersprache auf Französisch geschrieben, und ich habe es «Et la Lumière fut» genannt. Dann habe ich es in den Vereinigten Staaten und in England auf Englisch veröffentlicht. Schliesslich ist es mit dem Titel: «Das wiedergefundene Licht» ins Deutsche übersetzt worden. Es ist die Geschichte meines Lebens oder vielmehr dessen, was mich das Leben gelehrt hat, vom Alter von sieben und einem halben Jahr an, als ich durch einen Unfall das Augenlicht vollständig und endgültig verlor, bis zum Frühjahr 1945, zu jenem Augenblick, als ich aus dem Konzentrationslager Buchenwald im nazistischen Deutschland kam.
Dieses Buch ist ohne Zweifel das persönlichste von allen, die ich bis jetzt geschrieben habe — das persönlichste und beinahe das vertraulichste. Es ist aber auch dasjenige, welches mir bis jetzt die Gelegenheit gegeben hat, mit der grössten Anzahl meinesgleichen in Beziehung zu treten. Das scheint mir nicht überraschend zu sein. Denn jedesmal, wenn wir uns die Mühe nehmen, bis auf den Grund unseres Seins zu gelangen und von dort alles zu holen, was die Seele an Einfachstem und Verborgenstem enthält, hören wir sogleich auf, von uns selbst und von uns allein zu sprechen. Wir treten in den Bereich des Wertvollsten, in den der universalen Erfahrung, der geteilten Erfahrung.
Ich entschuldige mich nicht, Ihnen von mir zu erzählen. Das, was ein Mann an Besonderem in seinem Leben entdeckt hat, das gehört allen. Und wenn das, was er entdeckt hat, das Leben der anderen bereichern kann, hat er sogar die Pflicht, davon zu sprechen.
Was siebenunddreissig Jahre Blindheit mich gelehrt haben zu tun, das sind — man muss es zugeben — grosse Anstrengungen, aber weit mehr als Anstrengungen, es sind Entdeckungen.
Die grundlegende Entdeckung habe ich kaum zehn Tage nach dem Unfall, durch den ich erblindete, gemacht. Ich hatte mein Augenlicht verloren, ich konnte das Licht der Welt nicht mehr sehen, aber das Licht war weiterhin da.
Es war da. Stellen Sie sich vor, was das für eine Ueberraschung für einen nicht ganz achtjährigen Jungen gewesen sein muss. Es ist wahr, ich konnte das Licht ausserhalb meiner selbst nicht mehr sehen, auf den Dingen, vermischt und spielend mit den Dingen; und alle Welt um mich herum war überzeugt, dass ich es für immer verloren hatte. Aber ich fand es an anderer Stelle wieder. Ich hatte es in mir selbst wiedergefunden, und o Wunder, es war heil. Es war in mir, aber wo war es? In meinem Kopf, in meinem Herzen, in meiner Vorstellung? Fühlen Sie nicht, dass solche Fragen, rein intellektuell und nur der Erwachsenen würdig sind, die schon die völlige Einfachheit und die unbestreitbare Kraft der wahren Erfahrung vergessen haben? Für mich — ich war acht Jahre alt und ich lebte, anstatt zu denken — war das Licht da. Seine Quelle war nicht verschüttet. Ich fühlte es jeden Augenblick sprudeln und schwellen, fühlte, wie es sich über die Welt verbreiten wollte. Ich hatte nichts zu tun, um es zu empfangen. Es war unvermeidlich da, und ich fand seine Bewegungen und Schattierungen, das heisst, ich fand seine Farben wieder, die ich einige Wochen vorher so leidenschaftlich geliebt hatte.
Das war eine grosse Neuigkeit, die um so grösser war, als sie allem dessen widerspricht, wovon jene, die Augen haben, überzeugt sind. Der Ursprung des Lichts ist nicht in der äusseren Welt. Wir glauben es nur auf Grund einer gemeinsamen Illusion. Das Licht ist da, wo das Leben ist: im Inneren unserer selbst.
Trotzdem war es nötig, meinen Weg zwischen den Türen, den Wänden, den Menschen und Bäumen zu finden. Wie es allen Blinden geschieht, habe auch ich mir oft weh getan. Aber ich habe sehr schnell gelernt, dass ich mich nur

stiess, wenn ich das Licht vergass. Wenn ich es stattdessen ständig im Auge behielt, lief ich viel weniger Gefahr. Die zweite grosse Entdeckung kam beinahe gleich danach. Um das innere Licht betrachten zu können, gab es nur ein Mittel, nämlich zu lieben.

Wenn ich von Kummer gefasst, von Wut gepackt wurde, wenn ich jene, die ihr Augenlicht hatten, beneidete, wurde das Licht sogleich geringer. Manchmal ging es ganz und gar aus. Und dann wurde ich blind. Die Blindheit war also folgendes: nicht mehr lieben, traurig sein; sie bedeutete nicht, die Augen verloren zu haben.

Ich habe ausserordentliches Glück gehabt: nämlich Eltern zu haben, die sogleich alles verstanden. Weder meine Mutter noch mein Vater haben jemals über mein Schicksal geklagt. Niemals haben sie vor mir das Wort Unglück ausgesprochen. Insbesondere mein Vater, der das geistige Leben tief verstand, hat mir sogleich gesagt: «Sag es jedesmal, wenn du etwas entdeckst.» Immer neu entdecken. Er hatte recht. Es handelte sich nicht darum, weder die, die das Augenlicht verlieren, noch die, die sonst irgend etwas verlieren — das Vermögen, die Gesundheit oder einen lieben Menschen — zu trösten. Es ist vielmehr nötig, ihnen zu zeigen, was dieser Verlust ihnen bringt, welches die Geschenke sind, die sie anstelle dessen, was sie verloren haben, empfangen. Denn es gibt immer Geschenke. Gott will das so. Die Ordnung stellt sich wieder her. Nichts vergeht jemals.

Ich wusste das, als ich acht Jahre alt war, in jenem Augenblick, da ich das Licht wiedergefunden hatte. Die Blindheit wurde von da an eine fesselnde Erfahrung und der Versuch einer neuen Art zu leben.

Ich konnte mit meinen Augen nicht mehr lesen. Aber was war daran gelegen, da ich doch die Buchstaben und Wörter in meinem Inneren, sozusagen auf einer Leinwand zeichnete, die grösser und leuchtender war als alle schwarzen Tafeln, und da ich doch in wenigen Wochen mit der Blindenschrift von neuem schreiben lernte.

Ich sah die Sonne, die Pflanzen, die Gesichter nicht mehr mit meinen Augen. Aber es genügte, dass die Wärme des Tages mich berührte, dass ein Baum am Wege stand und dass eine Stimme mich rief, und sofort erwuchsen alle diese Wesen und alle diese Dinge auf der inneren Leinwand neu. Was blieb also zu tun noch übrig, ausser einige einfache Methoden zu lernen, um die praktischen Schwierigkeiten zu überwinden — die einzigen, die man noch Schwierigkeiten nennen konnte? Die Blindenschrift zu schreiben, die Blindenschrift so fliessend wie möglich zu lesen, auf einer gewöhnlichen Schreibmaschine zu tippen, denn es war notwendig, direkt mit den Sehenden in Verbindung stehen zu können. All das habe ich zu meinem Glück sehr früh in meinem Leben gelernt, nämlich zwischen acht und zehn Jahren.

Ausserdem hatten meine Eltern beschlossen, mich unter meinen sehenden Kameraden aufwachsen zu lassen. Das war ein kühner Entschluss, versprach eine Spezialschule für Blinde doch grössere Sicherheiten. Ich glaube immer noch, dass für die meisten Blinden eine Spezialschule am schnellsten und vorteilhaftesten ist. Dennoch hat mich die Notwendigkeit, unter den Bedingungen aller zu leben, viel gelehrt.

Ich habe vergessen müssen, dass ich blind war. Ich habe aufhören müssen, daran zu denken. Ich konnte meine Erfahrungen mit denen der anderen vergleichen, und ich habe sehr bald verstanden, dass meine Blindheit mich vor einem grossen Elend bewahrte: nämlich unter Egoisten oder Dummen zu leben. Denn nur diejenigen kamen zu mir, die der Grosszügigkeit und des Verstehens fähig waren. Die Wahl meiner Kameraden war viel einfacher als für alle anderen. Die Jungen und die Mädchen, die von der Freundschaft einzig und allein persönlichen Gewinn erwarteten, habe ich nicht gekannt, weil sie mich niemals berührt haben. So habe ich in der Volksschule und dann auf dem Gymnasium in Paris die Besten getroffen, ohne mich überhaupt darum kümmern zu müssen. Sie waren da, in meiner Nähe, bei mir, sie haben mich ausgefragt, und ich habe sie ausgefragt. Sie haben mir geholfen zu leben, als hätte ich Augen gehabt — zu laufen, Bäume zu erklettern, Kahn zu fahren und manchmal Aepfel zu stibitzen. Und ich lehrte sie, zu ihrer und oft zu meiner grössten Ueberraschung, besser zu sehen.

Ich hatte, dank der Blindheit, eine neue Gabe entwickelt. Genau genommen haben alle Menschen diese Gabe, aber beinahe alle vergessen, sie anzuwenden: die Aufmerksamkeit. Um ohne Augen zu leben, muss man sehr aufmerksam sein, muss man eine Stunde nach der anderen in einem Zustand des Wachseins, der Empfänglichkeit und zugleich der Tätigkeit sein. Die Aufmerksamkeit ist in der Tat nicht einfach eine Tugend der Intelligenz oder das Ergebnis einer Erziehung, worauf man leicht verzichten könnte: Sie ist ein Zustand des Seins. Ohne diesen Zustand ist es uns nicht möglich, vollständig zu sein. Er ist der Horchwinkel selber des Universums.

Ich war sehr aufmerksam. Ich war aufmerksamer als alle meine Kameraden. Und alle Blinden sind so wie ich, können so sein. Dadurch erhalten sie eine Kraft der Gegenwart, manchmal sogar eine Kraft, in das Leben einzugreifen, die der zerstreuten Zivilisation, die das zwanzigste Jahrhundert baut, nicht mehr gegeben ist.

Aufmerksam sein, öffnet ein Feld der Wirklichkeit, das niemand vermutet. Zum Beispiel, wenn ich ohne aufzupassen auf einem Weg ging, ganz in mich versunken, wusste ich nicht einmal, ob Bäume am Wege standen, weder wie gross sie waren, noch ob sie Blätter hatten. Wenn ich aber meine Aufmerksamkeit erhob, kam jeder Baum sogleich zu mir. Das ist wörtlich zu nehmen: Jeder von ihnen warf seine Form und sein Gewicht, seine Bewegung, wenn auch fast unbewegt, in meine Richtung. Und mit dem Finger konnte ich den Stamm bezeichnen und den Ansatz der ersten Aeste, selbst wenn ich mehrere Meter von ihm entfernt war. Nach und nach — und das steht niemals in Büchern — wurde mir etwas Neues klar: Die Welt lastet durch den Abstand auf uns.
Denn die Sehenden begehen einen seltsamen Irrtum: den, zu glauben, dass wir die Welt nur mit unseren Augen erkennen. Ich entdeckte meinerseits, dass das Universum aus Druck besteht, dass jeder Gegenstand und jedes lebendige Wesen sich gleich anfangs durch eine Art sehr ruhigen und deutlichen Druckes zeigt, der Absicht und Form verrät. Mir begegnete sogar diese wunderbare Einzelheit: eine Stimme, die Stimme eines Menschen zeichnet diesen Menschen. Wenn jemandes Stimme mich berührt, nehme ich sogleich ihre Dichte, ihren Rhythmus und die meisten ihrer Vorhaben wahr. Sogar die Steine lasten durch den Abstand auf uns und auch die unregelmässigen Linien der Berge in der Ferne und die plötzliche Vertiefung eines Sees am Grunde eines Tals. Das stimmt so genau, dass ich, eingehakt am Arme eines Freundes auf den Wegen der Alpen wandernd, die Landschaft kannte und sah und sie manchmal mit einer erstaunlichen Genauigkeit beschreiben konnte.

Manchmal, ja nur manchmal. Ich konnte es, wenn meine ganze Aufmerksamkeit sich regte. Erlauben Sie mir, ohne jede Rücksicht oder jeglichen Vorbehalt zu sagen: Wenn alle menschlichen Wesen aufmerksam wären, wenn sie daran dächten, in jedem Augenblick des Lebens ganz da zu sein, würden sie die Welt entdecken, sie würden sie plötzlich ganz anders sehen, als sie sie vorher angenommen haben; alle Wissenschaft wäre mit einem Schlag überholt, wir würden in das Wunder eintreten: das unmittelbare Bewusstsein.
Dieses unmittelbare und ganze Bewusstsein haben auch die Blinden nicht. Dennoch haben sie eine besondere Chance, wenn sie sich darum bemühen, ihm näher zu kommen.

Mit siebzehn Jahren hatte ich meine Reifeprüfung, ich schrieb mich an der Universität ein. Aber das Wesentliche lag für mich dort nicht mehr. Auch war der falsche Friede zwischen den zwei Kriegen zu Ende; Europa hatte sich gerade in den schlimmsten Konflikt seiner Geschichte geworfen, und mein Heimatland, Frankreich, war in fünf Wochen besiegt worden. Paris befand sich unter der Besatzung der Nazis.

Man hat mich oft gefragt, wie ich an der Widerstandsbewegung habe teilnehmen und dort wichtige Dienste leisten können. Man hat mich noch öfter gefragt, warum ich als Blinder diese Wahl traf.
Ich habe während der ersten Monate der Besatzung wie in einer zweiten Blindheit gelebt. Dennoch war ich kein Nationalist. Die Besatzung Frankreichs war für mich ein Schock, aber ich dachte noch öfter als an die schreckliche Tatsache der Besatzung an die Unterdrückung Europas. Ueberdies waren weder meine Familie noch ich antigermanisch. Ich hatte mit Interesse und Achtung die deutsche Kultur, die deutsche Sprache studiert.
Neun Jahre früher war mir das äussere Licht genommen worden. Diesmal wurde mir die äussere Freiheit geraubt. Neun Jahre früher hatte ich das Licht heil und ungetrübt im Grunde meines Selbst wiedergefunden. Dieses Mal habe ich auch die Freiheit dort gegenwärtig und fordernd wiedergefunden. In einigen Wochen verstand ich, dass das Schicksal von mir ein zweites Mal dieselbe Arbeit erwartete. Denn ich hatte schon gelernt, dass die Freiheit das Licht der Seele ist.
Niemand hat das Recht, an den freien Willen der Menschen zu rühren oder an der Achtung, die sie vor sich selber haben. Niemand hat das Recht, im Namen einer Idee zu morden, noch weniger im Namen einer wahnsinnigen Idee. Mich ohne Unterlass daran zu erinnern, dass die Freiheit da war, daran in jedem Augenblick alle diejenigen, die ich traf, zu erinnern, das war für mich eine ebenso klare Pflicht geworden, wie die, das Licht hinter meinen geschlossenen Augen lebendig zu machen.
Es gab keinen anderen Grund für meinen Dienst in der Widerstandsbewegung. Es stellte sich nur die Schwierigkeit: wie?
Mit welchen Mitteln würde ich in der Gesellschaft der anderen einen Platz finden, um mich für sie und mit ihnen nützlich und notwendig zu erweisen? Niemals würde ein Blinder in einer Untergrundbewegung des Widerstandes zugelassen werden. Man würde seinen Posten nicht sehen. Und darum habe ich im Frühjahr 1941 das getan, was ich ohne Zweifel, hätte ich mein Augenlicht gehabt, niemals so vollständig und plötzlich getan hätte: Ich habe selber eine Bewegung des Widerstandes gegründet.

Indem ich die Initiative ergriff, habe ich mit einem Schlag alle Vorurteile hinfällig gemacht. Ich hatte durch meinen eigenen Entschluss bewiesen, dass ich notwendig war. Und das war wirklich nicht schwer. Was für die Untergrundarbeit notwendig war, waren Hände und Augen. Aber es waren auch Mut und Klarheit. Und weiter war es eine Gewissheit, die nicht von einer Idee, selbst einer ernstzunehmenden, abhing, sondern von einer Erfahrung, die jeden Tag von neuem gemacht wurde. Ich hatte diese Gewissheit. Das weitere fand sich von ganz allein. Ich habe mehrere hundert junge Leute, hauptsächlich Studenten, um mich versammelt. Wir haben eine Untergrundzeitung verfasst und veröffentlicht. Besonders haben wir Mannschaften gebildet, die eines Tages den Rahmen einer nationalen Bewegung formen könnten. Und in der Tat habe ich am Anfang des Jahres 1943 meine sechshundert Kameraden schliesslich mit der Bewegung «Défense de la France», einer der fünf wichtigsten nicht kommunistischen Widerstandsgruppen, vereinigen können.

Ich wiederhole es: Ich bin nicht sicher, dass es mir ohne die Blindheit gelungen wäre. Denn es ist der blinde Chef, den alle Kameraden in mir gewählt haben, ihm haben sie geglaubt. Ich hatte von Anfang an die völlige Verantwortung der Anwerbung übernommen. Jeder neue Bewerber wurde mir vorgestellt, mir ganz allein. Ich sprach eine lange Zeit mit ihm. Ich betrachtete ihn auf jene besondere Weise, die die Blindheit mich gelehrt hatte. Es fiel mir viel leichter als jedem anderen, ihn seines Anscheins zu berauben. Seine Stimme drückte ihn aus, und manchmal verriet sie ihn. Dieses innere Leben, welches das Schicksal mich so früh gezwungen hatte, so vollkommen zu entdecken, endlich konnte ich davon Gebrauch machen. Ich bediente mich seiner, um besser zu wissen, was ich wollte, nämlich genau zu erfahren, wozu die anderen fähig waren. Die Geschicklichkeit, Gedanken und Empfindungen zusammenzustellen, die Welt in meinem Herzen und Geist ohne Hilfe der Dinge zu ordnen, konnte ich endlich für eine Aufgabe anwenden, die über mich selbst hinauswies. In mehr als zwei Jahren hat kein einziger meiner Kameraden — das weiss ich sicher — an die Grenzen gedacht, welche die Blindheit meinen Handlungen auferlegte. Ich konnte weder Waffen handhaben, noch mit einem Sack voller Untergrundzeitungen über der Schulter durch die Strassen von Paris laufen, noch konnte ich mich auf den Weg begeben, um ein deutsches Militärlager ausfindig zu machen. Die Kameraden gingen für mich dorthin. Aber ehe sie hingingen, kamen sie, um mich nach dem Weg zu fragen.

Nach ihrer Rückkehr berichteten sie mir von ihrem Auftrag, und es lag an mir, die Ergebnisse zu ordnen und die Folgerungen für eine neue Handlung daraus zu ziehen.
Kurz, ich entdeckte, dass es keine Blindheit gab, wenn es sich darum handelte, nachzudenken, sich etwas vorzustellen und selbst den Menschen leben zu helfen. Und als ich 1943 meine kleine Truppe der «Défense de la France» angeschlossen hatte und Mitglied des «Comité Directeur Clandestin» wurde und verantwortlich war für die nationale Verteilung einer Zeitung, von der alle zwei Wochen zweihundertfünfzigtausend Exemplare gedruckt wurden, war niemand um mich herum davon ernstlich erstaunt.
Die Probe, der ich daraufhin unterworfen wurde, war von ganz anderer Art. Im Juli 1943 wurde ich von der Gestapo verhaftet. Ich wurde wie fast alle Widerständler verhaftet, weil man mich verraten hatte. Ohne Verräter wäre niemals eine einzelne ganze Untergrundorganisation der Gestapo in die Schlinge gegangen. Ich wurde fünfundvierzig Tage verhört, sechs Monate im Gefängnis gehalten und im Januar 1944 in das Konzentrationslager Buchenwald gebracht.
Man kann nicht in wenigen Worten erklären, was ein Konzentrationslager ist. Ich mache keinen Versuch, es zu tun. Ich war jedoch kein Häftling wie die anderen, denn ich war blind.
Unter den zweitausend Franzosen, die am gleichen Tag wie ich in Buchenwald ankamen, gab es zur Zeit der Befreiung unseres Lagers im April 1945 durch die Dritte Amerikanische Armee nur dreissig Ueberlebende. Wenn ich zu ihnen gehörte, so ist das also eines von dreissig Wundern. Meine neunundzwanzig andern Kameraden können es sich auch nicht besser als ich erklären.
Dennoch zögere ich nicht, zu sagen, dass ich es zu einem grossen Teil der Blindheit zuschreiben muss. Verstehen Sie das nicht im körperlichen Sinn! Wenn es mir in der Praxis gelungen ist, in einem Lager geduldet zu werden, in welchem die Nazis jene systematisch zerstörten, die sie als «arbeitsunfähig» klassifizierten, dann liegt es daran, dass ich Wege fand, mich in der Gesellschaft der Häftlinge nützlich zu machen. Ich hatte mich zum Dolmetscher gemacht. Das war eine tatsächliche Aufgabe. Ich war nicht zwischen den Nazis und meinen Kameraden Dolmetscher — die Nazis übersahen uns ausser in den Stunden der Vernichtung —, sondern unter meinen Kameraden selber. In dieser internationalen Gesellschaft, die von der Angst gepackt war, war es sehr wichtig, französisch, deutsch und bald etwas russisch zu sprechen. Ich habe die Verbindungen hergestellt, Nachrichten vermittelt; ich habe die verlogenen Nachrichten des Oberkommandos der Wehrmacht abgehört und sie meinen Kameraden erklärt, entziffert und korrigiert. Diese Betätigung hat mir einen Platz unter ihnen gesichert. Ich war kein Invalider mehr.
Aber das ist es nicht. Um in einem Lager zu überleben, dazu war keine Tücke nötig. Keine Form der Intelligenz genügte da. Wenn der Tod jede Minute da ist, wenn alle die, die man liebt, verschwinden, wenn die Menschheit um einen herum verrottet, wenn kein konkreter Grund mehr besteht, kein einziger vernünftiger Grund mehr zu hoffen, dann ist da eine unmittelbare Zuflucht, das heisst ein Glaube. Doch selbst der eifrigste Glaube ist immer nur ein Glaube. Es ist ein Glaube nötig, der im Sein verwurzelt ist, der mit der Zeit unabdingbar zu einem gehört. Anders gesagt: Eine Erfahrung ist nötig. Ich hatte diese Erfahrung. Die Blindheit hatte sie mir eines Tages gebracht.
Ich wusste aus Erfahrung, als mir das Licht genommen war, dass ich es wieder in mir gebären konnte. Ich wusste, wenn mir die Liebe genommen war, dass ich ihre Quelle in mir selbst lebendig finden konnte. Ich wusste, sogar wenn einem das Leben abgesprochen wird, ist es möglich, seinen vitalen Kontakt in sich selber aufzunehmen.
Das sind Erklärungen, die — ich weiss es — abstrakt erscheinen mögen. Aber für mich waren sie nicht abstrakt. Jedesmal, wenn der Anblick und die Prüfungen des Lagers unerträglich wurden, verschloss ich mich einige Minuten vor der äusseren Welt. Ich erreichte den Zufluchtsort, wo kein SS-Mann mich finden konnte. Ich richtete meinen Blick auf das innere Licht, welches ich mit acht Jahren in mir wahrgenommen hatte. Ich liess es durch mich vibrieren. Und ich stellte sehr schnell fest, dass dieses Licht das Leben und die Liebe war. Nun konnte ich mit Augen, Ohren und Geruch wiederum dem Gemetzel und dem Elend begegnen. Ich überlebte es.
Diese Erklärung nicht anzunehmen, die die einzig wahre ist, das ist — wie mir scheint —, einen Beweis dafür geben, dass man folgende Tatsache, die in sich allein viel wichtiger als alle anderen ist, nicht kennt: Unser Geschick wird von innen nach aussen geschaffen und niemals von aussen nach innen. Die Blindheit, genau wie jeder andere grosse körperliche oder moralische Verlust, lehrt uns diese Tatsache so gründlich, dass es am Ende unmöglich ist, sie zu bestreiten. Wie könnte ich da den Unfall noch Unglück nennen, der mir dieses Geschenk gebracht hat?
Das Unglück habe ich dann später kennengelernt. Ich nenne hier die Art der Umstände Unglück, die unsere persönlichen Anstrengungen nicht abändern können; diejenigen, die uns durch zahlreiche Vorurteile und Trägheit der Behörden auferlegt werden.
Vergessen wir es niemals: Das Los der Gesellschaft der Blinden ist das aller Minderheiten. Es ist unwichtig, ob

diese Minderheit völkischer, religiöser oder körperlicher Beschaffenheit ist. In den besten Fällen werden sie höchstens geduldet. Sie werden selten verstanden.

Als der Krieg zu Ende war, fand ich mich in meinem Heimatland wieder, bereit, meine Studien zu beenden und einen der Berufe aufzunehmen, für den ich mich am geeignetsten glaubte: die Diplomatie oder das Lehramt. Aber in Frankreich war 1942 ein Gesetz von der Regierung in Vichy in Nachahmung der Gesetze der Nazis verabschiedet worden. Dieses Gesetz legte die körperlich erforderlichen Fähigkeiten zum Zutritt für die Anstellungen, die in Frankreich vom Staat abhängen, fest. Das betraf genau den Lehrberuf und die Diplomatie.

Heute besteht dieses absurde Gesetz nicht mehr. Aber es waren siebzehn Jahre ununterbrochener Anstrengung notwendig, um es abzuschaffen. Und im Laufe dieser siebzehn Jahre habe ich die Kluft entdeckt, welche die Sehenden von jenen trennt, die kein Augenlicht haben.

Ich weiss, Frankreich hat sich in dieser Beziehung von einer Beschränktheit und von einer Eigensinnigkeit gezeigt, die andere Länder nicht gekannt haben. Aber das französische Beispiel bleibt sehr bedeutsam. Die Sehenden glauben nicht an die Blinden.

Dieser ungerechte und dumme Zweifel hat während all dieser Jahre meine Handlungen bestimmt. Ich habe beschlossen, mich nicht direkt mit den Gesetzen zu schlagen, sondern Beweise zu erbringen. Ich wollte unterrichten. Ich habe, sozusagen, mit Gewalt unterrichtet. Ich habe mich bereit erlärt, es ohne Garantien, ohne ständige Anstellung, ohne Recht auf Pension, ohne Bezahlung während der Ferien zu tun. Ich habe meine Dienste mit ausdauerndem Eigensinn angeboten und dafür verlangt, dass man die Tatsachen auf ihren Wert prüfen sollte, anstatt von dem auszugehen, was man glaubte, von ihnen erwarten zu müssen. Ich habe also einen langen, einsamen Kampf geführt, der gewiss der schwerste meines Lebens war. Aber wieder einmal ist die Geschichte dieses Kampfes nicht meine persönliche Geschichte. Sie gleicht in jeder Weise derjenigen, die alle Blinden durchzumachen haben.

Ich bin sicher, es ist an der Zeit, der Welt die Blindheit zu zeigen, wie sie ist. Sie ist kein Gebrechen, das diejenigen, die davon befallen sind, dauernd nach ihrem Vermögen — das heisst immer unvollkommen — auszugleichen suchen. Sie ist ein anderer Zustand der Wahrnehmung. Dieser Zustand hat seine praktischen Schwierigkeiten. Ein blinder Professor braucht eine Sekretärin, um an alle Dokumente seiner Arbeit zu gelangen. Der blinde Direktor einer Handelsgesellschaft muss überall, wohin er geht, begleitet werden. Aber unter modernen Lebensbedingungen ist solch ein Hindernis kaum spürbar. Welcher Advokat, welcher Ingenieur in unserer Zeit könnte ohne Beistand einiger fähiger Mitarbeiter auskommen? Ernster betrachtet ist die Blindheit ein Zustand der Wahrnehmung, dem es möglich ist — wenn er angenommen und angewendet wird — mehrere Fähigkeiten, die besonders für das intellektuelle Leben oder das einer Organisation wichtig sind, beizutragen.

Bei gleicher Begabung ist das Gedächtnis eines Blinden besser als das eines Sehenden. Und wer Gedächtnis sagt, meint zugleich jene andere so kostbare Fähigkeit: das Vermögen, Tatsachen und Ideen zu verbinden, zu vergleichen, neue Zusammenhänge wahrzunehmen. Für diese beste Qualität von Gedächtnis gibt es keine mysteriöse Ursache. Es ist ganz einfach so, dass ein Blinder gezwungen ist, sich im Laufe der Zeit an mehr Dinge zu erinnern als ein Sehender. So entdeckt ein Blinder vor allem — ich habe es schon gesagt — das allmächtige und beinahe unerforschte Gebiet der Aufmerksamkeit. Er ist, mit anderen Worten, weniger als Sehende durch die Welt abgelenkt. Warum soll man daraus keinen Vorteil ziehen? Warum weist man den Blinden nicht jene Aufgaben in der Welt von heute zu, welche dieses Talent erfordern, das nur noch selten zu finden ist?

Erlauben Sie mir, hier einen ganz praktischen Vorschlag zu machen. Da die Vorurteile gegen die Blinden schwerwiegen, da Vorurteile das sind, was unter den Menschen am schwierigsten zu überwinden ist, halten wir uns doch an folgende praktische Richtschnur. Jedesmal, wenn sich ein Blinder vorstellt, um eine Handlung auszuführen, geben wir ihm seine Chance. Nehmen wir ihn zur Probe an! Stellen wir uns zum Beispiel eine sechs- oder zwölfmonatige Probezeit vor, an deren Ende die Schule, das Büro, die Firma, die ihn angestellt haben, noch nicht an ihn gebunden sind. Neun von zehn Blinden wurde die Anstellung untersagt, nicht weil sie sich als unfähig erwiesen hatten, sondern weil ihnen das Recht, eine Probe ihrer Arbeit zu zeigen, nicht einmal gegeben worden war. Stellen wir sie zur Arbeit ein! Vertrauen wir ihnen auf einige Zeit! Erstaunlichste Ergebnisse könnten sich zeigen.

Was ich hier vorschlage, ist genau das, was ich selber getan habe; man kann nur das gut, was man selbst völlig durchgemacht hat. So bin ich also wirklich trotz den existierenden staatlichen Gesetzen meines Landes Universitätsprofessor geworden; ich übe meinen Beruf seit vierundzwanzig Jahren aus, ohne jemals anderen Schwierigkeiten begegnet zu sein als denen des Berufes selbst.

Ich wage zu sagen: für einen Blinden ist das Lehren oft weniger schwer als für einen Sehenden. Man wendet da-

gegen immer die heikle Frage der Disziplin ein. Aber ich frage Sie, gibt es keine sehenden Professoren, die von ihren Studenten nicht respektiert werden?
Es ist klar, dass die Disziplin von der natürlichen Autorität, von der moralischen Kraft, von dem Leben, das ein Lehrmeister seinem Stoff verleihen kann, abhängt. Die moralische Autorität hat nichts mit den Augen zu tun.
Ich habe meinen Beruf während einer Zeit von vierundzwanzig Jahren ausgeübt, ohne jemals einer Schwierigkeit zu begegnen, die auf den Zustand meiner Blindheit zurückzuführen wäre, ganz im Gegenteil. Eine Vorlesung, ein Kurs ist eine Uebung des Geistes und des Charakters. Sie gründet völlig auf dem Können, das wir haben, unser inneres Leben zu führen und es mitzuteilen.
Wozu wäre es nötig, wenn ich vor meinen Studenten stehe, die Stellung ihrer Arme und Beine zu beobachten? Warum müsste ich auf ihren Gesichtern dem verwirrten Spiel ihrer Zerstreuung oder ihrer Neugierde folgen? Die Blindheit hat mir einen anderen Raum gezeigt als den körperlichen, der sie von mir und der mich von ihnen trennt. Das ist der Raum, in dem die Bewegungen des Geistes und der Seele entstehen. Ich haben eine lange Uebung darin. Und eine Stille, ein gewisses Mass der Stille zeigt mir viel besser den Grad des Verstehens oder des Interesses oder des Bestreitens an, den ich hervorrufe, als es ein grossflächiger Film von ihrer körperlichen Gegenwart in Zeitlupe könnte.
Dank der Blindheit habe ich eine Unmenge Zeichen lesen gelernt, die mir die anderen geben und die normalerweise der Beobachtung der Sehenden entgehen. Wenn es einen Bereich gibt, in welchem die Blindheit einen zum Experten macht, dann ist es der Bereich des Unsichtbaren.
Ein Publikum ist für mich kein Feind, es ist ein neues Wesen. Es ist eine Menge neuer Beziehungen, die sich plötzlich in mir anknüpfen. Und da ich keine Augen habe, um es damit zu umarmen und seine Gegenwart unnötig zu zerteilen, spricht es mit mir als Ganzes, einheitlich und verbindend. Wenn wir an die Blindheit nur denken, als sei sie ein Mangel, den man um jeden Preis ausgleichen muss, dann öffnet sich ein Weg, aber er führt nicht weit. Wenn man im Gegenteil die Blindheit als einen anderen Zustand der Wahrnehmung betrachtet, dann ist alles erlaubt.
Sehend zu bleiben, ist bestimmt das Wichtigste für einen Blinden, aber eben auf seine Weise. Ich habe Ihnen nicht gesagt, dass ich Ihre Augen habe. Ich habe gesagt, dass ich andere habe. Ich habe Ihnen nicht gesagt, dass meine Erfahrungen wahrer und vollständiger als Ihre sind. Das wäre eine lächerliche Anmassung, das wäre sogar eine Lüge. Ich habe gesagt, dass es an der Zeit ist, dass wir unsere Erfahrungen vergleichen. Wenn meine Frau malt, frage ich sie, was sie mit ihren Augen gesehen hat, welchen Linien sie folgen, welchen Farben sie begegnen. Zur gleichen Zeit nehme ich mit meinen Augen ein anderes Bild in meinem Geiste wahr. Ich weiss, sie sieht das wirkliche Bild, ich sehe es aber ebenso. Ist es nicht ein grosses Wunder, dass nicht nur eine Betrachtungsweise der Welt, sondern mehrere möglich sind?
Ja, Sie haben mich recht gehört: Es gibt mehrere Betrachtungsweisen, und das ist unser aller Chance!

Die Menschenwürde des Straffälligen

Das öffentliche Podiumsgespräch am Abend des ersten Tages galt den neueren Tendenzen im Strafvollzug. So interessant das Referat von Frau Birgitta Wolf, Murnau, und die Ausführungen der übrigen Gesprächsteilnehmer — Juristen und Praktiker des Strafvollzugs — waren, müssen wir uns hier doch auf einen ganz kurzen Hinweis beschränken. Es wurde festgestellt, dass das Vergeltungsdenken in unserem Volke noch sehr stark ist und mit der fortschrittlicheren, nicht von augenblicklichen Gemütswallungen gefärbten Einstellung einsichtiger Richter und Anstaltsdirektoren nicht Schritt hält. Einem humaneren, wirkungsvolleren und einheitlicheren Strafvollzug stehen jedoch auch äusserliche Schwierigkeiten (fehlende Mittel, Mangel an geeignetem Personal, die Strafkompetenz der Kantone) hemmend im Wege. Ein umstrittenes Problem ist die Bezahlung der Gefangenenarbeit. Ihre Einführung, die aus psychologischen und sozialen Gründen gefordert wird, brächte eine weitreichende Verschiebung der Finanzierung und vermutlich auch beträchtliche Schwierigkeiten verwaltungstechnischer Art. Wichtiger als das Angehen solcher Einzelfragen ist ein grundsätzliches Umdenken bei Behörden und Publikum, damit das oberste Ziel unserer Rechtsprechung, die Besserung und Resozialisierung der Delinquenten im Vollzug und nach der Entlassung verwirklicht werden kann. Auch der Straffällige hat ein Recht darauf, dass seine Menschenwürde respektiert werde.